

24

Der Hof Kaiser Neros im Jahr 62 neuer Zeitrechnung. Einflussreiche Leute versuchen in Rom, die Lage der Provinz Judäa zu verbessern, die durch römische Statthalter ruiniert worden ist. Eine Abordnung von Priestern und Schriftgelehrten aus Jerusalem, die nach Rom reist, um bei Kaiser Nero gegen den römischen Prokurator zu protestieren, muss sich zunächst verstecken. Der Ich-Erzähler, ein junger jüdischer Sekretär im kaiserlichen Hofamt, dem es zukommt, dem verhinderten Künstler Nero bei literarischen Texten zu helfen, soll nun im Auftrag der Jerusalemer Delegation vermitteln. Und verliebt sich dabei. Gleichzeitig sorgen die Anhänger einer jüdischen Sekte, die einem Messias namens Christos huldigt, immer mehr für politische Spannungen ...

Chaim Nolls historischer Roman »Der Kitharaspieler« zeigt jüdisches und frühes christliches Leben im antiken Rom, er beleuchtet die für die folgenden Jahrhunderte so entscheidenden Jahre am römischen Kaiserhof, an dem Tage und Nächte mit Theaterspiel, Liebeshändeln und politischen Intrigen vergingen, in deren Trubel und Lärm jedoch nur wenige ahnten, was wirklich vor sich ging.

Chaim Noll wurde 1954 in Ostberlin geboren. Sein Vater ist der Schriftsteller Dieter Noll. Er verweigerte den Wehrdienst in der DDR. 1983 reiste er nach Westberlin aus, 1991 verließ er mit seiner Familie Deutschland und lebte in Rom. Seit 1995 lebt er in Israel. Veröffentlichungen, u. a.: »Der Abschied« (1985), »Unheimliche Tage« (1987), »Berliner Scharade« (1987), »Der goldene Löffel« (1989), »Nachtgedanken über Deutschland« (1992), »Taube und Stern. Roma Hebraica – Eine Spurensuche« (1994), »Die Wüste lächelt« (2001), »Meine Sprache wohnt woanders. Gedanken zu Deutschland und Israel« (mit Lea Fleischmann, 2006).

*Chaim Noll*

DER KITHARASPIELER

*Roman*

VERBRECHER VERLAG

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag Berlin 2008  
[www.verbrecherei.de](http://www.verbrecherei.de)

© 2008 Verbrecher Verlag  
Einbandgestaltung: Sarah Lamparter, Büro Otto Sauhaus  
Satz: Christian Walter  
Druck: Dressler, Berlin  
ISBN 978-3-640426-11-6

Printed in Germany

Der Verlag dankt Heike Joswig und Konrad Krämer

*Um diese Zeit errichtete König Agrippa ein weitläufiges Gebäude auf der ehemaligen Königsburg der Hasmonäer nahe bei der Ringschule, und da das Gebäude in bedeutender Höhe lag, genoss man von hier einen reizenden Ausblick auf die Stadt. Daran hatte der König sein Vergnügen. Wenn er auf einem Polster lag, konnte er alles übersehen, was im Tempel vor sich ging. Als dies die Grossen von Jerusalem gewahrten, wurden sie sehr unwillig, weil es ungebräuchlich und ungesetzlich war, die Vorgänge im Tempel, besonders während der heiligen Handlungen, zu beobachten. Daher liessen sie oberhalb der Halle, welche im Innern des Heiligtums gen Westen lag, eine hohe Mauer aufführen, die nicht nur dem Ruheplatz des Königs jeden Ausblick versperrte, sondern auch der Westhalle ausserhalb des Tempels, von wo aus die Römer an Festtagen die Vorgänge im Tempel überwachen liessen.*

*Darüber geriet nicht nur Agrippa, sondern in noch höherem Grade der Landpfleger Festus in Erregung, und letzterer gab Befehl, die Mauer niederzureissen. Die Juden jedoch baten um Genehmigung, in dieser Angelegenheit Abgesandte an Nero schicken zu dürfen, weil sie lieber sterben als einen Teil ihres Tempels zerstört sehen wollten.*

*Da Festus dies genehmigte, bestimmten sie zehn Vornehme aus ihrer Mitte sowie den Hohepriester Ishmael und den Tempelschatzmeister Hylkia als Abordnung an den Kaiser. Nero erteilte ihnen Audienz und verzieh ihnen nicht nur das Geschehene, sondern gestattete auch, dass das Bauwerk blieb, wie es war. Er tat es seiner Gemahlin Poppäa zu Gefallen, die eine Gottesfürchtige war und sich deshalb für die Juden einsetzte.*



*Erschrocken ist unsere Seele von der Fülle unserer Leiden. Vergiss unser nicht, erhebe und hilf uns, bei dir suchen wir Zuflucht. Unser Vater, unser König, wenn du in uns keine Barmherzigkeit und guten Werke findest, so halte uns zugute deinen Bund mit unseren Vätern ...*

Unser Herr Claudius, der göttliche Caesar und Vater des Vaterlands, regierte dreizehn Jahre zum Segen Roms und der Völker. Es war eine sanfte Zeit, verglichen mit kommenden, und ich selbst, der Schreiber dieser Geschichte, von Hoffnung auf das Leben erfüllt. Ich wuchs am Kaiserhof auf, als Sohn einer Freigelassenen aus dem Land Judäa, das von römischen Legionen erobert war wie viele Länder der Welt, aber sein eigenes Staatswesen hatte unter der Führung des Königs Herodes Agrippa. Meine Mutter – ihr Andenken zum Segen – liess mich weitgehend im Unklaren über die Umstände ihrer Gefangenschaft und das Schicksal ihres Volkes, der Neigung dieses Standes folgend, »darüber« möglichst nicht zu sprechen. Bei meiner Geburt war sie bereits freigelassen und römische Bürgerin. Ich bin daher, was sich viele Menschen im Reich erträumen: geborener civis Romanus.

Kaiser Claudius hatte Zeit seines Lebens Trost in den Büchern gefunden. Er legte Wert darauf, dass alle Kinder an seinem Hof zur Schule gingen, auch die der fremdländischen Diener und Freigelassenen. Er war selbst als Knabe von ausgezeichneten Lehrern unterwiesen worden, vor allem von dem berühmten Grammatiker Marcus Verrius Flaccus, den des Kaisers Grossvater, der grosse Augustus Octavian, mitsamt seiner Schule, mit Unterlehrern, Präzeptoren und Alumnen, in sein Haus genommen hatte, auf den Hügel Palatium, den mittleren der sieben Hügel Roms.

Dieser Hügel, ganz mit Palästen, langgestreckten Säulenhallen und lauschigen Gärten bedeckt, war zur Zeit meiner Kindheit ein ruhiger Ort. Zwar drang von Norden, aus den hangabwärts liegenden Foren und Tempeln, der Lärm niemals endender Geschäftigkeit, erstreckte sich südwestlich im Tal Marrana die grosse Rennbahn, der Circus Maximus, von wo manchen Tag das Gebrüll der Zehntausende herüberwehte, doch oben auf dem Palatium, dem

jäh sich erhebenden Kegel aus graubraunem Tuff, ging es still und gemessen zu, in tausendfach geübtem Ritus und Regelwerk. Hier, in der Vorhalle eines der vielen Paläste, sass ich jeden Morgen zu Füssen meiner Lehrer mit Schreibtafel und Griffel in der Schar der Lockenköpfigen, der Söhne von Hofbeamten, Freigelassenen und kaiserlichen Sklaven. Meine Mutter sorgte dafür, dass ich der verlorenen Heimat verbunden blieb, indem sie mir unsere Sprachen erhielt. Während ich in der Schule Latein und Griechisch lernte, sprach sie zu Hause Aramäisch mit mir und liess mich im Hebräischen von einem gelehrten Landsmann unterweisen.

Auch die kaiserlichen Prinzen, die ich manchmal von ferne sah, erhielten gründlichen Unterricht, der Kaisersohn Britannicus und der junge Nero, dessen Mutter Agrippina der Kaiser in zweiter Ehe geheiratet hatte. Einige junge Leute waren um sie, als Ansporn beim Lernen und Gesellschaft bei Tafel, darunter Julius Agrippa, der Sohn des Königs von Judäa, und der vielgerühmte Titus, der Erstgeborene des Konsularen Vespasian. Wie wir alle übten sich die Prinzen im Griechischen und Lateinischen, in Rhetorik, Grammatik, Philosophie und Poetik, in Naturkunde, Musik und historischen Studien, und verbrachten die Stunden am Nachmittag, bevor sie ins Bad gingen, mit Waffenübungen und Gymnastik. Im kaiserlichen Hippodrom, der zugleich Park und Lustort war, bildete man sie im Umgang mit Pferden aus, und wir Kinder der Hofleute, auf den umliegenden Mauern sitzend, sahen zu und bewunderten ihre Reitkünste.

Meine Mutter fand nicht viel Zeit, sich um mich zu kümmern. Sie war fast immer im Dienst, arbeitete sich langsam empor, wurde Kammerfrau der Kaiserin Agrippina, einer schwierigen, reizbaren Dame. Mein Vater war vor meiner Geburt gestorben, und da meine Mutter nicht wieder heiratete, blieb ich ohne Geschwister. Ich wäre einsam gewesen, hätte es nicht am Hof viele Kinder in meiner Lage gegeben, Kinder von Hofleuten aller Völker und Farben, kleine Griechen, Alexandriner, Syrer, Kappadokier, Gallier, Numidier. Unsere Eltern taten alles, um bald freigelassen zu werden und, war dies erreicht, eine sichere Position am Hof zu erlangen. Um diese kreiste alles Denken und Sehnen, für uns blieb nicht viel Aufmerksamkeit. Bunt-



gemischt sassen wir morgens in der Schule, über die Wachstafeln gebeugt, vom Stock des Pädagogen bedroht, dann verlief sich die wimmelnde Schar in den weitläufigen Anlagen des Kaiserhügels, in leeren Säulenhallen und wasserplätschernden Gärten.

Wohin das Auge blickte, auf dem Palatium und überall in Rom, umgaben uns steinerne Säulen. Die Säulen waren wie ein Wald, sie standen und schwiegen in Reihen, Arkaden, zu Rondellen geordnet, ragten empor und warfen Schatten im Sonnenlicht, scharfgezeichnete, kühle Schatten, wie sie selbst kühl und geradlinig waren, in allen Farben des Marmors, allen Tönen des Travertin. Allerorten erhoben sie sich, stabil und schlank, aufstrebend, Stützen des Bestehenden, Sinnbilder des Sicherem. Da sie steinern waren, massiv und undurchdringlich, wirkte das Licht zwischen ihren überall liegenden Schatten umso durchsichtiger, stieg die Wärme dort umso heftiger auf, wie aus einem Rost über ewig brennendem Feuer. Beides ging von ihrem Anblick aus, so dass sie beides waren, steinschwer und licht, streng und schmeichelnd, Obdach und Schrecken: das Raster des Reiches, das sie trugen. Wo diese Säulen standen, wohin sie reichten, von Africa bis Armenien, Ägypten bis Gallien, Hispanien bis Judäa, bis dahin reichte Rom. Bis dahin erstreckte sich die Welt, in deren Mittelpunkt die Stadt der Sieben Hügel lag, und in ihrem Zentrum der Hügel Palatium.

Im Mittelpunkt der Welt zu leben – wer träumte nicht davon? Von den Herrlichkeiten der Stadt Rom wusste man in den entlegensten Gegenden, an den fernsten Gestaden. Wirklich sah ich als Kind viel Glanz und aufregendes Geschehen, schöne Frauen in perlenbestickten Säpfen, Offiziere auf Pferden, Scharen von Männern in weisser Toga, hohe Beamte mit ihren Ornamenten, Militärparaden unter Trompetengeschmetter und Schellenklang. Doch fand auf dem Palatium, dem Zentrum all dieser Geschäftigkeit, kaum jemand Zeit, darauf achtzugeben. Viele meiner Mitschüler mussten nachmittags arbeiten, ihren Eltern helfen, Botengänge erledigen, auf kleinere Geschwister aufpassen. Die Mädchen wurden in den Gemächern gehalten und mit Hausarbeiten beschäftigt, mit Wollespinnen, Backen, Waschen. Nur die Söhne der Bessergestellten vergnügten sich mit allerlei Spielen, am liebsten solchen auf Gewinn

und Verlust, mit Würfeln, Knöcheln oder Losen, bei denen es um metallene Knöpfe und gefangene Singvögel, später um Geld und Geldeswert ging.

Hier erfuhr ich zum ersten Mal, dass unser Volk besondere Gesetze hat. Denn meine Mutter, als sie mich einst mit anderen Jungen bei einem Glücksspiel traf, packte mich am Arm, schleppte mich in unsere Kammer und schalt mich heftig aus. Sie, die sonst Nachsichtige, verbot mir unter Androhung schrecklicher Folgen in dieser und der kommenden Welt, jemals wieder um Geld zu spielen. Und da ich nach ihrer Meinung das Alter erreicht hatte, mich den Studien zu widmen, gab sie mich nachmittags zu einem alten Judäer, einem früheren Schulmeister. Dieser Landsmann lebte in einem schlechten Viertel der Stadt und lief jeden Tag den weiten Weg zum Palatium, stieg mit Mühe die in Stein gehauene Treppe hinauf, die vom Forum Boarium zum Kaiserhügel führt, um mich im Hebräischen zu unterrichten und in die Bücher unseres Volkes einzuführen. Ich weiss nicht, ob er meiner Mutter auf diese Weise vergalt, dass sie seine und seiner Kinder Freilassung aus dem Sklavenstand erwirkt hatte, oder ob sie ihn für die Stunden bezahlte. Kaum je sah ich Geld in ihren Händen, wir erhielten, was wir zum Leben brauchten, vom Hofamt *a rationibus*: einfache, reichliche Kost, haltbare Kleidung, Lampenöl, Seife, im Winter Torf oder Holzkohle für das Kohlebecken. Auch der Schulbesuch am Morgen war kostenlos und der Besuch der Bäder. Ich lernte ohne grosse Mühe, unter den beständigen Ermahnungen meiner Mutter, die mir, je mehr ich wusste, ein umso besseres Leben verhiess. Ein *togatus* sollte ich werden, ein Mann der Toga, dem Zeichen der höheren Stände und gelehrten Berufe, ein Beamter oder Klient eines grossen Herrn, ein Schreiber, Redner oder Advokat.

Der Gründer unserer Schule, der Grammatiker Marcus Verrius Flaccus, war nicht nur für seine Gelehrsamkeit berühmt, sondern auch für seine Methode. Er hatte Wettbewerbe unter den Schülern veranstaltet, um den Ehrgeiz in ihren jugendlichen Seelen anzustacheln, die lebenslange »Sucht nach Ehre«, wie diese Begierde in Rom genannt wird, *honorum cupiditas*. Besonders gelungene Aufsätze, Poeme und Übungsreden belohnte man mit Preisen, meist

mit alten oder seltenen Büchern, welche Sitte seine Nachfolger beibehielten. Ausserdem wurden die preisgekrönten Texte öffentlich verlesen, sogar den Prinzen zu Gehör gebracht, und wem diese Ehre widerfuhr, um dessen Aussichten am Hof stand es gut. Meine Mutter war übergelukkiglich, als ich im sechzehnten Lebensjahr für eine griechische Ode den ersten Preis erhielt, für ein leichtfertiges Stück, das dem jungen Nero, dem man daraus vortrug, Lachtränen entlockt haben soll. Nero war eben, nach Kaiser Claudius' überraschendem Ableben, zum Thron gelangt. Wegen seiner Minderjährigkeit regierte in Wahrheit die Kaiserin-Mutter Agrippina. Diese liess sich herab, meine Mutter nach meinen Fortschritten in den Studien zu fragen und ihr ein Angebot zu machen: sie, die Kaiserin, werde meine weitere Ausbildung bezahlen, wenn ich mich dafür verpflichtete, lebenslang im Dienst ihres Sohnes zu bleiben.

Einen solchen Gnadenerweis auszuschlagen war undenkbar. Jedenfalls für meine Mutter, der das Amt eines kaiserlichen Sekretärs oder *actuarius*, in Nähe des göttlichen Herrschers, jede andere Laufbahn aufwog. Sie war überzeugt, das Beste für mich zu tun. So lange ich denken konnte, litt sie Angst um meine Zukunft. Was, wenn sie plötzlich in die andere Welt gerufen wurde und mich allein in Rom zurückliess? Frei wäre ich, weiter nichts. Als Advokat oder Gerichtsredner würde ich es wegen Mangels an Verbindungen nicht weit bringen, einer guten Heirat war mein Stand im Wege, ich blieb der Sohn einer Freigelassenen, die noch als kaiserliche Sklavin begonnen hatte. Und obwohl meine Mutter mir damals anvertraute, dass sie mittlerweile ein Gehalt erhielt und das meiste davon für mich zurücklegte, würde sie mir nicht genug hinterlassen können, um mir das Leben eines freien Mannes zu ermöglichen.

Es gab nicht viel zu reden, ich wurde frisiert, gesalbt und in eine neue Toga gehüllt, meine Mutter brachte mich eines Nachmittags in den Palast der Kaiserin, einer mageren, grell geschminkten Frau, die mich kurz und durchdringend ansah, mit einem seltsam stehenden Blick. Von da an bildete man mich im Hofamt *a studiis* zum Schreiber aus, in mehreren Sprachen und kalligraphischen Künsten, in Geheimschrift und Tironischen Noten, wie man die Kürzel der Schnellschreiber nennt. Kundige Lehrer unterwiesen

mich in griechischer und römischer Literatur, lehrten mich alle Arten Poesie, zergliederten Verfassungen und Metaphorik mit mir, übten mich im Vorlesen, erweckten meine Fertigkeit, selbst Verse zu setzen und Texte zu verfassen, zu allen erdenklichen Themen, in jedem *ductus* und jedem beliebigem Ton. Ich liess dafür fast alle anderen Studien beiseite, nur die hebräischen nicht, da mich eine tiefe Liebe zu dieser Sprache erfasst hatte. Auch meinen gymnastischen Übungen blieb ich treu, eine Stunde täglich, bevor ich ins Bad ging, weil das Sitzen, Lesen und Schreiben nach Ausgleich verlangte.

Meist sass ich mit Schriftrollen, Pergamenten und Wachstafeln am Tisch, ohne des Verrinnens der Zeit gewahr zu werden. Die Beschäftigung mit Schriftlichem ist mein Leben geworden, nur am *sabbat* und an den Feiertagen lasse ich das Schreibrohr ruhen. Doch auch an diesen Tagen versenke ich mich in den Zauber der Schriftzeichen, folge ihrem geheimnisvollen Ruf in ein Früher und Fern-von-hier. Im sanften Schimmer aufgerollter Bücher, im geheimnisvollen Ornament der Lettern findet meine Seele Trost und Heiterkeit. Selbst in ungewissen Zeiten, sogar auf Flucht und eiliger Reise, führe ich Geschriebenes mit mir, Papyrus-Rollen, pergamentene Codices, Manuskripte. Die Mosaischen Bücher sind darunter, manches Aramäische, Griechische und Zeitgenössische, auch heute Verbotenes wie Kaiser Neros poetische Werke.

Sieben Jahre lebte ich in der näheren Umgebung dieses Kaisers, als Sekretär und Berater *a studiis*. Alles, was ich hier niederschreibe, geschah während meiner Jugend. Heute scheint mir kaum vorstellbar, dass meine ungewappneten Sinne diesem Ansturm standgehalten haben, dem Grauen und Glanz dieses Hofes, seinem abgründigen Dunkel und blendenden Licht.

*Der Frevler geht nicht aus dem Staub hervor, und das Unheil entspringt nicht der Erde, doch der Mensch ist geboren, Unheil zu stiften, wie Funkenflug hoch empor ...*

Meine Mutter, obwohl sie als Kammerfrau der Kaiserin Agrippina im Zentrum der Intrigen lebte, versuchte Zeit ihres Lebens, sich allem Verhänglichen zu entziehen. Sie hätte viele auf diese Weise zu Fall kommen sehen, vertraute sie mir an, bei einer der seltenen Gelegenheiten, da wir über derlei sprachen. An einem Hof könne nur überleben, wer innerlich unbeteiligt sei. Keine Leidenschaften, sagte sie in beschwörendem Ton, keine Begierde, keine Eifersucht, kein Neid. Sie sei noch am Leben und ich mit ihr, weil sie über die Fähigkeit verfüge, anderen Artigkeiten zu sagen, Komplimente zu machen, in den Gesichtern von Höhergestellten zu lesen, was zu ihnen zu sagen und – wichtiger noch – zu verschweigen tunlich war, kurz über das, was man gesellschaftlichen Schliff nennt, *rerum humanorum peritus*. Doch war es in ihrem Fall weniger Folie und Falschheit, eher Einsicht in das Unvermeidliche. Wenn sie schon alle Tage mit fremden, nicht selten gefährlichen Leuten zusammensein musste, sollten diese wenigstens guter Laune sein.

Um Menschen zu gewinnen, bedürfe es kaum mehr, sagte sie, man müsse verstehen, sie für ein paar Augenblicke in höhere Sphären zu entrücken, aus den Niederungen, in denen die meisten ihr kurzes irdisches Dasein zubringen, sei es, weil sie wirklich in trübsinnigen Umständen leben, sei es, weil sie nie gelernt haben, durch Beschäftigung mit dem Spirituellen zu innerer Heiterkeit zu gelangen. Ich fand diesen Gedanken einleuchtend und sollte bald selbst von ihm Gebrauch machen, anlässlich einer Begegnung mit dem jungen Kaiser. Man hatte mich, eben volljährig, in Eile zum Ritter erhoben, auf Wunsch der Kaiserin-Mutter, die sich von mir mässigenden Einfluss auf ihren Sohn erhoffte, Ablenkung von den Tänzerinnen und Trinkkumpanen, mit denen er seine Nächte verbrachte. Am Morgen nach der Erhöhung erschien ich nach üblicher Sitte in der kaiserlichen Morgenaudienz, um dem Kaiser Roms und der Welt meinen Dank abzustatten.

Der göttliche Herrscher war schwieriger Laune wie meist um diese Tageszeit. Trübe Gedanken standen ihm auf der Stirn geschrieben, seine etwas vorstehenden Augen, glanzlos und gerötet zwischen geschwollenen Lidern, betrachteten mich mit Verdruss. Wir waren nicht allein, zwei Kammerherren des Hofamtes *a cubiculo* hielten sich im Hintergrund, helle Schatten in den von Morgendämmer erfüllten Winkeln des Gemachs, scheinbar unbeteiligt, aber lauschend und acht gebend, bereit, auf das geringste Zeichen kaiserlichen Unmuts die Audienz zu beenden. Nero schien sich nicht schlüssig zu sein, ob es lohnte, mich als Person zur Kenntnis zu nehmen. Mit rauher Stimme äusserte er ein paar Worte des Inhalts, dass meine Mutter eine fremdländische Freigelassene und als Sklavin ins kaiserliche Haus gekommen sei, weshalb meine Erhöhung in den zweiten Stand einen unerhörten Vorgang darstelle.

Er kannte meine Mutter – falls überhaupt – von flüchtiger Wahrnehmung im Gefolge der Kaiserin Agrippina, wollte auch weiter nichts von ihr wissen noch gross mit mir reden, da er von der Kaiserin-Mutter empfohlene Personen grundsätzlich als Belästigung empfand. Offenbar waren ihm Gerüchte zu Ohren gekommen, wonach es für unklar galt, wer mein Vater sei. »Du siehst deiner Mutter nicht ähnlich«, behauptete er und betrachtete mich durch den geschliffenen Beryll, der ihm als Sehhilfe diente. »Helles Haar, helle Augen ... Eher selten bei einem Judäer ...«

Ich setzte ihm auseinander – in vorsichtigen Worten, da es immerhin eine Art Widerspruch bedeutete –, dass nicht wenige Juden helles Haar hätten, auch helle Augen, und dass David, unser grosser König, bekanntermassen rotblond und blauäugig gewesen sei. Er hörte ungnädig zu, die verschwollenen Lider halbgeschlossen, doch der Name David liess ihn aufmerken und erweckte sein Interesse, vielleicht, weil ihm der Schauspieler Halityrus von diesem König erzählt hatte, der wie er Harfenspieler und Poet gewesen war, ein Vorgänger in der seltenen Rolle eines Künstlers auf dem Herrscherthron. Er verlor kein weiteres Wort über meine Herkunft, sondern stellte mir Fragen nach den Gesängen des verewigten Königs, wodurch die Zeit der Audienz rasch verging. Und schon wenige Tage später sandte er erneut nach mir, um sich von König

David erzählen zu lassen, von seinem Saitenspiel, seinen Frauen und unsterblichen Poemen.

Der junge Kaiser liebte Gesang und Theaterspiel mit einer leidenschaftlichen Hingabe wie andere ihre Heimat, ihre Familie, ihren häuslichen Herd. Diese Liebe war unüberwindlich, zuweilen wie ein Fieber. Geschehnisse wurden für ihn erst wirklich, wenn sie spektakulär und öffentlich waren, in ihrer Form überhöht wie auf dem Theater. Was nicht vor einem Publikum geschah, hielt er für ungeschehen, an unsichtbare Zeugen – etwa an Götter – glaubte er nicht. Nach dem frühen Tod seines Vaters und der Verbannung seiner Mutter wurde er im Haus seiner Tante Domitia aufgezogen, der Witwe des Cornelius Sulla, einer ängstlichen, absonderlichen Frau. Der Knabe Nero war bettelarm, da ihn sein Onkel, der damalige Kaiser Caligula, aller Existenzmittel beraubt hatte, er verbrachte seine Kindheit in der Gesellschaft von Ballettänzern, Haarkünstlern und anderen von seiner Tante launisch zusammengekauften Sklaven. An ihnen hing er, von ihnen lernte er, wie man sich in einer feindlichen Welt behauptet. Einige von ihnen gewann er so lieb, dass er sie später nicht nur freiließ, sondern, wie den Kitharasieler Menekrates, den Pantomimen Paris oder den Schauspieler Halityrus, zu mächtigen Männern an seinem Hofe machte.

Nero träumte nicht wie Alexander davon, Königreiche zu erobern, sondern dass in den Gassen Roms seine Lieder nachgepfiffen würden wie die des Kitharöden Menekrates. Er liess sich von den Sklaven seiner Tante im Singen und im Spiel verschiedener Instrumente unterrichten. Sein Lehrer Seneca senkte ihm die Sucht nach Ruhm in die Seele, seinerseits ein eitler, gefallsüchtiger Mann, obwohl er in seinen Schriften Abgeklärtheit und Askese empfahl. Nero, mit seinem angeborenen Gespür für Theaterspiel, sah in Senecas Philosophentum vor allem den Schauwert, ohne ein Wort davon zu glauben. Es gab auch sonst kaum jemanden am Hof, der Seneca glaubte. Wäre er wirklich stoischer Philosoph gewesen, hätte er dann die geistige Anteilnahme erübrigt, ein Vermögen von dreihundert Millionen zusammenzuraffen? Hätte er Geld auf Wucherzinsen verliehen? Hätte er der Freund des Gardepräfekten Afranius Burrus werden können und der Vertraute der Kaiserin-Mutter Agrippina?